



Rütihof in Uerikon - Stäfa - Wiecherts letztes irdisches Haus -

Auf den Spuren von Ernst Wiechert in der Schweiz

Vortrag von Kurt Hoffmann, Salzgitter

(gehalten am Mittwoch, 03. Juni 2009 um 16:00 Uhr,
im Stadtpark-Restaurant, Jasperallee 42, Braunschweig)

Liebe Mitglieder des Ernst-Wiechert-Freundeskreises,
sehr geehrte Damen und Herren.

Als ich gebeten wurde, in Ihrem Kreis einen Vortrag über das Thema: „Auf den Spuren von Ernst Wiechert in der Schweiz“ zu halten, dachte ich darüber nach, ob ich meine diesbezüglichen Aufzeichnungen aus dem Jahr 2006 direkt übernehmen oder in eine geänderte Form bringen sollte. Da diese Aufzeichnungen als Artikel in den IEWG-Mitteilungen erschienen sind, entschied ich mich für das Letztere.

So werden es auszugsweise einige Sätze aus diesem Artikel sein, die ich übernommen habe. Auch hielt ich es für gut, erläuternde Ergänzungen hinzuzufügen. Ich gehe davon aus, dass einige der hier Anwesenden den Artikel gelesen und, was ja immer auch möglich ist, diesen der vielleicht eigenen Reise an den Zürichsee gegenübergestellt haben.

Eine Spurensuche, soll sie wünschenswerterweise befriedigend verlaufen, ringt einem im vorab ein gewisses Maß an Beschäftigung mit dem zu Erwartenden ab. So nahm ich dazu das in die Hände, was mir an nützlichen Schriftwerken vorlag.

Lassen Sie mich, bevor ich auf das eigentliche Thema des Vortrags komme, mit ein paar Anmerkungen über den Ursprung und den Verlauf meiner Wiechert-Verbundenheit beginnen. Es war im Herbst 1970, also vor nicht ganz 40 Jahren, als ich das erste Mal und rein zufällig etwas von Ernst Wiechert in die Hände bekam. Um es genau zu sagen, mich inspirierte das Umschlagsbild eines Taschenbuches. Da war eine rotbefrackte Reiterin auf einem Rappen zu sehen, inmitten schon heller Kornfelder, im Hintergrund begrenzt von dunklen Waldstreifen, das Ganze von Weite und Stille umgeben. Nach einem kurzen Hineinlesen entschied ich den Kauf. Sie werden jetzt vielleicht

an den Roman *Die Majorin* von Ernst Wiechert gedacht haben, und so war es auch. Eine kurze Zeit später folgte vom gleichen Verlag *Der Totenwald*.

Dem „Bericht“ galt zunächst mein besonderes Interesse. Ich war in der genannten Zeit dabei gewesen, gewisse Geschichtslücken aus eherner Zeit zu schließen oder anders gesagt, einige Geschichtsabschnitte etwas tiefgründiger zu beleuchten. Das reichte bis zu den großen Ereignissen der 30-iger und 40-iger Jahre. Der Inhalt dieses Taschenbuches legte sich darum mit besonderer Bitternis auf meine damals noch junge Seele, die bis dahin von anderen Bereichen der Literatur und Dichtung berührt war.

Zu Weihnachten 1983 lag dann eine 5-Band-Ausgabe des Langen-Müller-Verlages, ein Sammelwerk über Wiechert-Romane, auf dem Gabentisch. Bis auf Weniges hatte ich in der Zeit danach alles gelesen. Ich bekenne dazu, dass es mir anfänglich nicht leicht fiel, in die feine, mitnehmende Eigenart seiner Sprache, in Wort wie Inhalt zu finden, und andererseits den Kopf für ganz andere Dinge im Arbeitsalltag bereitzuhalten. Doch das, was damals meinen Resonanzboden erreichte, wurde mir zu einem nachhaltigen Brückenschlag hin zu Ernst Wiechert. Erst viele Jahre später erhielt ich Kenntnis über sein umfangreiches Werk. Heute ist es so, dass ich einige der damals erworbenen Romane schon ein zweites Mal gelesen habe. Bei seiner mit Symbolik gefüllten Sprache passiert es beim Lesen ohnehin einmal, den Faden zu verlieren, und ein Zurückblättern wird erforderlich.

Gegen Ende der achtziger Jahre folgten dann, neben ein paar Novellen in Einzelausgaben, die beiden autobiographischen Erzählungen *Wälder und Menschen* und *Jahre und Zeiten*. Ich erinnere, während einer langen Dienstreise (im Zug bis zum Zielort, und von da ab noch bis in die halbe Nacht hinein) hatte ich letztere bis zu gut drei-viertel ihres Gesamtumfanges gelesen, und ich werde es wohl nie vergessen, dass ich ab diesem Punkt nicht weiter las. War es doch an den

Stellen, wenngleich in vielfachen Anlehnungen, was mir gut 19 Jahre eher zur unauslöschlichen Begegnung geworden war, nämlich die mit dem „Bericht“ über die Lagerhaft. Es dauerte eine Zeit, ehe ich mit frischem Mut *Jahre und Zeiten* zu Ende las. Beide Erzählungen dienen mir heute immer wieder einmal als Nachschlagewerk. Sie bewirkten aber auch, dass mein Verhältnis zu Ernst Wiechert zunehmend zu einem engen wurde, hat er doch weitreichend über sich selbst berichtet. Zu diesem gebildeten Verhältnis, um es nicht zu vergessen, trug ganz besonders auch der zweiteilige Familien-Roman *Die Jeromin-Kinder* bei.

Vor wenigen Jahren gelang es mir mit Hilfe meiner Tochter, nach und nach auch seltene Bücher zu erwerben. Die Antiquariate lebten ja mit dem Internet auf. Heute darf ich zufrieden sein, über das, was an Werken von Wiechert, darüber hinaus, ihn betreffende Schriften beschaffbar war. Ganz sicher fehlt das Eine oder Andere. Es ist mir vielmehr wichtig, das Vorhandene in Ruhe aufzunehmen, damit seine Sendungen mir zur weiteren Freude und manches Mal auch als Botschaft gegen einen grauen Alltag werden mögen.

Die ersten fünf Romane, die zwischen 1916 bis 1926 herausgegeben wurden, habe ich bewusst noch nicht gelesen. Den Grund für diese schon zurückliegende Vorgehensweise sah ich einmal darin, dass ein wechselndes Einbinden der Werke aus der Zeit vor Ernst Wiecherts Wandlung in die Werke danach, eventuell meine Wahrnehmungen, nämlich das sich mir auftuende Wiechert-Bild ungünstig oder zumindest störend beeinflussen könnte. Dieses heißt natürlich nicht, sie nicht irgendwann zur Hand zu nehmen. Es wäre mir schon deswegen wichtig, einmal den Versuch zu machen, einen eigenen Einblick in die vorderen Stufen seiner Wandlung zu gewinnen, oder, um zumindest dem leichter folgen zu können, was frühere Biographen über das Werk des Dichters geschrieben hatten. Sie werden da sicher ihre eigenen Ansichten und Erfahrungen haben.

Ernst Wiechert hat sich, was einen Teil seiner früheren Romane betrifft, selbstkritisch geäußert. Um überhaupt den Dichter auf seinem Weg weitestgehend gerecht zu verstehen, da hat sich die Biographie, das kleine Heft: *Der die Herzen bewegt*, von Dr. H.-M. Pleßke, für mich als ein hilfsreicher Begleiter erwiesen.

Mit der vorhin erwähnten Hilfe, die einen leichter an die Werke des Dichters und an manch nachgeschaltetes Schrifttum brachte, ergab sich mir eine neue und längere Phase intensiver Lektüre. Und während sich mir weiter das Werk von ihm erschloss, seine Schreibweise immer vertrauter wurde, sich seine der Humanität zugewandte Linie von Buch zu Buch weiter verfolgen ließ, dachte ich eines Tages über eine Spurensuche nach. Einmal einen Ort seines Lebens aufsuchen, das könnte vielleicht ein ganz besonderes Erleben sein. Für einige Minuten eine gedankliche Handreichung an eine längst vergangene Zeit vornehmen, vielleicht eine erdachte Begegnung mit dem Dichter haben, der einem hinter dem geistigen Auge aufträte, damit der großen erfahrenen Beeindruckung eine Bereicherung der anderen Art hinzugefügt werden könnte.

Anfänglich hatte ich einmal über eine Reise nach Masuren nachgedacht, um das Geburtshaus des Dichters in Kleinort zu besuchen. Von einem besten Masuren-Kenner erhielt ich eine verlockende Empfehlung, was die Landschaft angeht. Die Entscheidung nach Kleinort zu reisen, wurde mir bald schwer. Ich verwarf daher diese Möglichkeit, denn es wollte mir nicht gut sein, mein Geburts- und Elternhaus nicht zuerst sehen zu wollen, das ebenso im Osten zu finden ist. Ja, und nun dachte ich über die Schweiz nach, über die schöne Welt des Berner Oberlandes, die schon lange auf meinem Wunschzettel stand. Und warum bei diesem Ferienaufenthalt nicht gar Uerikon aufsuchen, die letzte Lebens- und Wirkungsstätte des Dichters von außen einmal betrachten, und im vorab die Ruhestätte in Stäfa zu besuchen? Ich hatte mich bald entschieden und buchte eine zentrale Unterkunft in Zürich, von wo aus die vorgesehenen Ziele gut erreichbar waren.

Gegen Ende Oktober 2006 war es dann soweit.

Für die Spurensuche wählte ich einen der letzten Tage in diesem Monat. Mit dem Wetter hatte ich Glück. Der Tag begann mit einer mittleren Bewölkung, die Sonne strahlte vielerorts durch die Wolkenlücken und es klarte in den folgenden Stunden immer weiter auf. Meine Frau konnte aus verschiedenen Gründen nicht mitreisen, so saß ich allein im Zug nach Stäfa und ließ den weitgestreckten See und die in südwestlicher Richtung liegenden hohen Berge auf mich wirken. Das notwendige Wissen über die örtliche Lage der Ruhestätte des Dichters, hatte ich aus dem Heft: *Ernst Wiechert in der Schweiz*, von Blanche Gaudenz, erfahren. Stäfa war nach kurzer Zeit erreicht, jedoch konnte ich vom Bahnhof aus die mir von einer Abbildung her geläufige Kirche nicht sehen. Der Zufall begünstigte meinen Weg. Bald fand ich einen kleinen Stieg, der hangaufwärts durch einen Weinberg führte, direkt auf die gesuchte Kirche zu. In meinem vorhin erwähnten Artikel hatte ich es wie folgt beschrieben:

Noch während ich einen Fuß vor den anderen setzte, erlag ich mit einer sonderbaren inneren Erregung der Gewissheit, in wenigen Minuten am Grabe des guten Dichters zu stehen. Mit dieser Empfindung erreichte ich die Hangkante am Kirchplatz, an der mir eine kurze Rast willkommen war. Hier ließ ich den Blick über den Hang zum See hin schweifen. Mir fielen die lobenden Worte Ernst Wiecherts ein, die er einmal über diese Landschaft gesagt hatte, die auch in Verbindung mit seiner Rede zur Goethe-Feier standen, zwei Jahre nach dem Krieg.

Diese Rede hielt er am 22. Sept. 1947 in der Kirche von Stäfa. Man findet sie abgedruckt in dem kleinen Buch der Oltner-Bücherfreunde, mit dem Titel: *Das zerstörte Menschengesicht*. Daraus zitiere ich gern folgendes:

„Liebe Schweizer Freunde, als ich vor drei Monaten auf dem hohen Ufer hinter Stäfa stand und im Abendlicht die Schönheit Ihrer Erde vor mir liegen sah, Weinberg und Garten, Insel und See, das Fleißige und Tätige Ihrer Menschen, Frieden und Behütetsein, wollte es mir wohl alles wie ein Traum vorkommen, etwas, auf dessen Grunde schon leise die Angst vor dem Erwachen stehe. Denn in einer zerstörten Welt, aus der ich doch kam, war dieses ja nicht anders zu sehen, als wie man Träume sieht, und auch die Bank, von der Goethe vor 150 Jahren über See und Ufer geblickt hatte, und auf die ich leise meine Hand legte, schien mir nur ein Teil des Traumes zu sein.“

An anderer Stelle seiner Rede sagte er:

„Das ich nicht nur die Kenntnis der Wissenschaft besaß, die zu einer solchen Rede gehören mag, sondern, dass ich das viel Größere besaß: die Liebe. Die zu Goethe und die zu Ihrem Lande. Und dass ich an jenem Abend auf dem hohen Ufer ganz leise zu mir sagen konnte, wenn auch vielleicht mit anderen Worten: „Nu geh' mir's wies wolle, hab ich doch immer da einen Zufluchtsort.“
(Ende des Zitats)

Die Aussage über den Zufluchtsort stammte aus einem Goethe-Brief, den dieser 1775 einmal nach Hause schrieb. Wir können ziemlich sicher sein, dass Ernst Wiechert an diesem Abend auf dem hohen Ufer hinter Stäfa schon gut wusste, dass er Hof Gagert verlassen, sich noch einmal aufmachen würde. Ich komme darauf noch einmal zurück.

Da saß ich nun allein auf einer niedrigen Mauer, dem gewählten Rastplatz, und wie schon erwähnt, ohne Begleitung. Niemand berührte oder beeinflusste meine Gedanken, die Erinnerung an den Dichter, an dessen stiller Ruhestätte ich bald stehen sollte. Das hat nichts mit individuellster Verstiegenheit zu tun. Manchmal kann es wünschenswert und vielleicht auch beflügelnd sein, in sich kehren zu können, ohne sonstige Begleitung und Lärm, nur vom wispernden Ton der Natur umgeben. In ihr kann man nicht ins Grundlose fallen, noch drängt sie einen hinaus. So ähnlich, erlauben Sie mir den kleinen Sprung, ist es mit der Erde, wie es Wiechert einmal beschrieb: „Sie stößt die Toten nicht aus“.

Mit einem guten Hinweis erreichte ich die Steintreppe, die zu dem schlichten Grab hinabführt. Langsam näherte ich mich diesem Ort, und ich war mir gewiss, dass die Erde auch den Dichter nicht ausgestoßen hatte. Für ein paar Sekunden war es mir, als jage ein Gedanke den anderen. So brauchte es ein wenig Zeit, diese zu ordnen, um auf das Wesentliche zu kommen. Ich hatte meinen Blick auf den tief in den Granit eingemeißelten Namenszug gerichtet und formte ähnliche Worte, wie diese in meinem erwähnten Artikel niedergeschrieben sind, und die ich hier folgen lasse:

Ernst Wiechert, nun liegst du hier schon so lange in tiefstem Frieden, in der Erde, die dir bestimmt war. Nach Monaten unendlicher Schmerzen, die dir eine heimtückische Krankheit bereitete und die du mit stiller Würde ertragen hast, folgte die himmlische Erlösung. Nur ein kurzer Zeitraum war dir beschieden, Abstand und Ruhe von den zermürbenden Ereignissen zu finden, die sich nach dem Ende der großen Weltkatastrophe über dich legten. Aber auch vor dieser Katastrophe breiteten sich Schmerzen anderer Art über dich aus, die dir das Äußerste an Leiden abverlangten, bis hin an die Stufen der Unerträglichkeit. So ist deine Zeit in dem letzten Haus nur allzu

kurz geworden. Und wer unter denjenigen, die du einmal in der Mauer rings um dir erkanntest, hätte dir nicht eine längere Verweildauer sehnlichst zugestanden?

Ich hatte wohl gut eine halbe Stunde am Grab des Dichters gestanden, bedachte währenddessen noch folgendes, wie es auch in dem genannten Artikel zu finden ist:

Das Sonnenlicht schimmerte durch das aquarellfarbene, gelbe Weinlaub, und dieser güldene Farbton schien auf dem Grab zu liegen. Und wenn es sich verbietet, das Traurige oder Tragische des Lebens in einem Freudenlicht erscheinen zu lassen, so mag das, was er seiner treuen Lesergemeinde geschenkt hat, in einen goldenen Rahmen gehüllt sein. Ein Bild seines späten Antlitzes stand mir vor den Augen. Dankbar erinnerte ich mich daran, was mir sein Werk zu mancher Zeit gebracht hat, an Lebenshilfen, an Erinnerungen an meine eigene frühe Kindheit.

Es war noch vor der Mittagszeit, als ich diese stille Stätte verließ. Mein Weg führte auf den oberen Kirchplatz zurück, dem Haupttor entgegen. Von da aus nimmt man die Ruhestätte des Dichters wie abgelegen war, an einem eher unauffälligen und doch würdigen Ort.

Die „zermürbenden Ereignisse“, wie vorhin erwähnt, trafen den Dichter in verschiedener Weise. Ich gehe davon aus, dass diese Ereignisse nicht unbekannt sind. Nur soviel, Ernst Wiechert musste lange schweigen. Dass er sich nach Kriegsende zu Wort meldete, entsprach seinem Naturell, bestimmte, ihn besonders bewegende Dinge, die Wirren der Zeit, des Alltages beim Namen zu nennen. In dieser Zeit, wie er selber in *Jahre und Zeiten* berichtet hat, schrieb oder vollendete er zwei Schriften, „mit denen er in die Arena des Tages ging.“ Die eine beinhaltete seine Rede, die er am 11. Nov. 1945 im Münchener Schauspielhaus hielt. Sie fand keine ungeteilte Zustimmung. Darüber hinaus erfuhr er manch rohe Bedrängung, wie diese auch vor seiner Münchener-Rede auf Hof Gagert zu ertragen waren. Die andere

Schrift, seine Denkschrift: *Der reiche Mann und der arme Lazarus*, verfasst für amerikanische Offiziere, war durch Indiskretion in nicht angedachte Hände gelangt. Die nicht angedachten Hände gruben so lange in dieser Denkschrift, wie es am besten in deren Schema passte. Damit war er in die Zeilen der Presse geraten. Ernst Wiechert bekannte zu beiden Schriften: „In beiden waren Irrtümer, und ich habe mich nie geschämt, Irrtümer einzugestehen.“

Von einem Teil der Denkschrift distanzierte sich Ernst Wiechert ein halbes Jahr später. Das tat er dann in einem Widerruf unter der Überschrift: *Vom Wolf und vom Lamm*. Das erzeugte Verwirrung und Vorbehalte unter den Freunden wie den Gegnern des Dichters. Dazu möchte ich noch einmal auf Ernst Wiecherts eigene Stellungnahme hinweisen, wie diese in *Jahre und Zeiten* zu finden ist. Dr. Pleßke hat zu diesem Thema und über weitere Dinge berichtet, dazu sein Heft: *Der die Herzen bewegt*.

Unsere Freundschaft, unsere Verbindung zu dem Dichter will es zulassen, dass mit dem Vorgenannten behutsam umgegangen wird. Denn das, was mit der Aussage: „das Äußerste an Leiden bis hin an die Stufen der Unerträglichkeit“ gemeint ist, war nicht spurlos an ihm vorübergegangen.

Über seinen später erfolgten Fortgang vom Hof Gagert gab es frühe Anzeichen. Der Dichter befasste sich bereits im Laufe der Kriegsjahre mit dem Gedanken, sich noch einmal aufzumachen. Er beschrieb es in *Jahre und Zeiten*, ich zitiere aus diesem Buch:

...wenn ich nun in der Dämmerung auf der Altane saß und die Verse der Nacht aufschrieb oder auch nur hinausblickte auf das Vertraute der Landschaft, die mir doch in all den Jahren nicht ans Herz gewachsen war, so fühlte ich mit einem tiefen Bangen, dass ich mich schon zu lösen begann aus diesem Vertrauten, um mich noch einmal aufzumachen. Ich hatte oft in diesen Jahren gedacht, dass ich fortgehen sollte zu einer stilleren Erde,...

Und dann zweifelte er bisweilen, wie er es beschrieb:

Aber es hatte mir doch widerstrebt, in den dunkelsten Zeiten fortzugehen, weil es eben Zeiten der ernsthaften Gefahr für so viele gewesen waren. (Ende des Zitats)

Ernst Wiechert glaubte, dass nach dem Ende des Krieges die Gefahren für ihn nicht zu Ende waren. Während der Zeit einer PEN-Klub-Tagung in Zürich, im Juni 1947, stand er mit seinen Freunden an der Goethe-Bank zwischen Stäfa und Uerikon. Da bekannte er denen, die ihn geführt hatten, dass dies der erste und einzige Raum in der Schweiz sei, in dem er leben könnte. Im September des gleichen Jahres (ich berichtete vorhin darüber) weilte er noch einmal in der Schweiz, aus Anlass seiner Goethe-Rede. Und bevor er das Land wieder verließ, hatte er den Raum schon gesehen, in dem er leben würde. Das Domizil war mit der Begehung auf dem Rütihof festgelegt. Im Winter erwarben die Freunde das Anwesen.

Ernst Wiecherts Fortgang in die Schweiz erfolgte im späten Frühjahr 1948. Dr. Pleßke führt dazu in seinem Heft an, ich zitiere: „Niemand steht das Recht zu, den Dichter wegen seiner Flucht aus Deutschland zu tadeln. Wir wissen nicht, ob ihn bereits die Vorahnung des Todes zu einem solchen Schritt bewogen hat.“

Das Wetter hielt sich weiterhin prächtig. Mir war, als sei es ein heller Spätsommertag, dieser gewählte Alltag, an dem es auffällig ruhig auf den Straßen zugeht. Dem Rütihof galt nun mein Besuch. Es sollte mir genügen, das Anwesen von außen einmal zu sehen, ob seine Einsamkeit und sein Äußeres auch jetzt noch erkennbar wären. Frau Gaudenz schrieb über den Zustand des Hofes einmal: „er schläft seinen Dornröschenschlaf.“ An ein Betreten des Anwesens hatte ich darum keinen Gedanken gewendet, noch hatte ich spezielle Fragen im Gepäck. Der Weg dorthin war nicht leicht auszumachen. Ich befragte zwei noch junge Leute. Den Rütihof, in Verbindung mit dem Namen

Wiechert, nein, den kannten sie nicht. Eine ältere Frau, deren Haus zum Ortsausgang hin lag, konnte mir helfen. Sie erinnerte sich gut an den Dichter.

Kommt man aus nördlicher Richtung von Stäfa herüber, dann begeht man einen schmalen Anliegerweg, der zum Rütihof führt. Noch konnte ich das Gebäude nicht erkennen, reichliches Buschwerk und hohe Bäume verdeckten es. Es gab sich erst zu erkennen, als ich an der langen Hofeinzäunung anlangte.

Da stand ich nun, von Ruhe und Mittagswärme umgeben und erkannte, dass der Hof nicht einsam aber doch abgelegen war. Mir fiel sogleich Frau Gaudenz's Hinweis auf den Dornröschenschlaf ein, der mir in diesem Augenblick nicht mehr so richtig gelingen wollte. Die den Hofplatz umschließenden Gebäudewände hatten offenbar eine Renovierung erfahren, ebenso die Hoffläche, die von hellem Kies bedeckt war. Auf der Hoffläche stand ein eingefasster, mittelhoher Baum. Alles machte einen sehr gepflegten Eindruck auf mich.

Doch dann stieg es ohne Mühe in meinem Gedenken auf, das, was ich den schmalen Heften über das Leben des Dichters auf diesem Hof entnommen hatte. Hier hatte Ernst Wiechert einst seine letzten Lebensmonate erleben können, hier wandelte er, hier empfing er gute Freunde, erfuhr Freude, las und musizierte mit ihnen. Die Welt wollte ihn noch einmal sehen, eine weite Reise führte ihn nach Amerika, zwei weitere folgten auf dem Kontinent. Einige Blumenbeete hatte er angelegt, um seiner schon früh in ihm erwachten Naturverbundenheit Ausdruck zu verleihen. Das schützende Haus und der Garten waren ihm gleichbedeutende Aufenthaltsorte. Nicht nur am Tage, sondern weit über die Dämmerung hinaus, saß er auf der Schwelle und lauschte den Stimmen der aufziehenden Nacht. Selbst die späten Falter nahm er wahr, die auf den Blütenständen nach Nahrung suchten.

An dieser Stelle folgt das Gedicht Abendlied auf dem Rütihof, das uns Frau Littmann vortragen wird.

Abendlied auf dem Rütihof

*So habe als Kind ich gegessen,
das Holz der Schwelle ist warm,
ich habe mein Leben vergessen,
ich bin wie in der Mutter Arm.*

*Die Grillen rufen und geigen
so wie in der Kinderzeit,
die goldenen Sterne steigen,
die Welt ist still und weit.*

*Ich falte meine müden Hände,
sie haben ihr Tagwerk vollbracht,
mir ist es, als ob in fände
nach Hause noch diese Nacht.*

*Was mich gelockt und bekümmert,
ist wie ein Traum so fern,
über meinem Garten schimmert
sanft der Abendstern.*

Doch die lichten Tage täuschten ihn wohl nicht über das leise, herannahende Leiden eines schon länger Gezeichneten, das dann zur Gewissheit wurde. Inmitten der Monate, die dem Dichter täglich unsagbare Schmerzen bereiteten, war er davon beseelt, einen letzten dichterischen Liebesbeweis zu vollbringen, und es war ihm beschieden, diesen zu Ende führen zu können, ehe ihn der allzu frühe Tod erreichte.

Nach einigen Minuten war ich im Begriff, ein Erinnerungsbild zu machen, danach zum Zug hinunterzugehen. Als ich etwas zur Seite getreten war, erkannte ich hinter einem breiteren Busch ein Auto, das mit Laub bedeckt war. Es mochte eventuell jemand im Hause sein. Ich sah zu den hofseitigen Fenstern hinüber und erkannte zufällig eine Person, die hinter diesen entlang ging. Sie kam zurück und musste mich wohl gesehen haben. Mit einem Handheben machte ich mich bemerkbar. Ich hatte es so beschrieben:

Da wurde die Tür geöffnet und ein schlanker, großer Mann trat auf den Hofplatz. Ich grüßte und bat um Entschuldigung wegen meiner Störung zu dieser stillen Mittagszeit, brachte meine kurzen Fragen über dieses Anwesen vor und erhielt bejahende Antworten. Zu meiner freudigen Überraschung vernahm ich seine Einladung, das Haus auch von innen sehen zu können. Ich war auf das angenehmste bewegt.

Dann bat er um etwas Geduld, kam nach einer genannten Zeit zurück. Ich überbrückte diese Minuten mit einem Gang längsseits eines dort liegenden Weinfeldes. Zur verabredeten Zeit stand ich wieder am Hoftor. Ich stellte mich vor. Dabei erfuhr ich seinen Namen, der mich aufhorchen ließ. Der aufmerksame Mann, der mich eingeladen hatte, war kein geringerer als Herr Dr. Dieter Wartenweiler, ein Sohn jenes beherzten und ehrenwerten Ehepaares Prof. Dr. Georg und Ursula Wartenweiler. Sie hatten Ernst Wiechert einmal dieses ruhig liegende Haus, in dem „er sich still zu Tode dichten könnte“, bereitgestellt. Nachdem wir in das Haus getreten waren, erkannte ich einen langen Wohnraum, der bis an ein großes, nach Süden hinweisendes Fenster reichte. Dr. Wartenweiler bot mir einen Platz innerhalb einer Sitzgruppe neben diesem Fenster an. Hier flechte ich gern folgendes aus meinem Artikel ein:

Während mein Gastgeber uns ein Getränk zubereitete, wurde mir so sehr bewusst, dass ich mich hier auf einem geadelten Boden befand. Auf dem wandeinnehmenden Bücherregal standen wohl einmal jene fünfhundert Bücher, die Ernst Wiechert vom Hof Gagert mitgebracht hatte, daneben einst der Flügel, aus dem manche spät-abendlichen Töne verklungen sein mochten. In der Nähe des Fensters war ein kleiner Schreibtisch zu sehen, vielleicht dort, wo des Dichters Tisch einmal stand und auf dem er seine letzten Texte niedergeschrieben hatte, die der „Missa sine nomine“. Der offene Kamin war augenscheinlich in seiner Ursprünglichkeit vorhanden. Davor stand ein Sessel, ein Nachlass des Dichters, wie mein Gastgeber es erläuterte.

Beim Blick durch das Fenster gewann ich den Eindruck einer unmittelbaren Berührung mit der Natur, mit ihren Blumen, Sträuchern und Bäumen, als reichten diese ihre Arme bis weit in den hellen Raum hinein, einer Symbiose gleichend. In meinem Artikel vermerkte ich dazu:

Es fiel mir nicht schwer zu glauben, dass sich dem Dichter hier Parallelen zum heimatlichen Kinderland auftraten, wo über der Einsamkeit des Forsthauses die Schönheit und die Stille des großen Waldes thronte. Er schrieb einmal: „Es gab nun keine Ferne mehr für mich. Es war mir, als sei ich hier zu Hause, so wie ich als Kind zu Hause gewesen war.“ Er hatte für seinen letzten Lebensabschnitt ein Land bestimmt, in dem ihm aus berechtigter Zuversicht ein Zufluchtsort gewährt werden konnte, und wurde nicht enttäuscht. Menschliche Hinwendung umgab ihn, wie sie zeitlebens auch von ihm auf andere gerichtet gewesen war.

Dr. Wartenweiler erschien bald und nahm Platz. Dass ich nun einem Mitglied der Familie Wartenweiler gegenüber sitzen durfte, gereichte mir zur besonderen Ehre. Ich ließ meine Freude darüber erkennen, und erhielt dazu eine verbindliche Entgegnung. Ich sprach über meinen Aufenthalt in diesem Alpenland, der mir nun zugleich Gelegenheit bot, die Stätten des Dichters aufsuchen zu können. Wir kamen dann kurz auf den Dichter zu sprechen. Dr. Wartenweiler war zu Ernst Wiecherts Zeit in Uerikon etwa fünf Jahre alt. Er berichtete davon, dass er manches Mal an den Knien des Dichters gestanden habe. Selbst sprach ich ein wenig von meinem Verhältnis zu Ernst Wiechert, wie es sich über eine Reihe von Jahren entwickelt hatte. Dann erhob sich Dr. Wartenweiler, um ein Fotoalbum zu holen. Dar aus wies er mir einige Fotografien, die aus Wiecherts Zeit stammten. Da war der Dichter zu sehen, und ein paar Bilder, die ihn mit Angehörigen seiner Gastfamilie zeigten. Ergänzend zu ein paar persönlichen Hinweisen erwähnte Dr. Wartenweiler, dass seine Mutter vor zwei Jahren verstorben sei, also demnach im Jahr 2004.

Unser Gespräch näherte sich seinem Ende. Da kam mir, ziemlich spontan, ein schönes Anliegen in den Sinn und sprach es sogleich aus. Dr. Wartenweiler hatte dazu eine famose Idee. Während er sich mit dieser Idee zurückzog, die ich vorerst nicht kannte, nutzte ich die Zeit für einen Aufenthalt im Wiesengarten. So konnte ich das bescheiden und friedlich wirkende Anwesen aus südwestlicher Richtung betrachten und auch die Altane erkennen, die der Dichter von den untergeordneten kleineren Räumen aus betreten konnte. Weiter hatte ich dazu folgendes geschrieben:

Für ein paar Minuten nahm ich auf der Außenfensterbank des großen Südfensters Platz. Hier hat wohl der Dichter oft gesessen, an stillen Abenden, mit manch roten Sonnenuntergängen im Anblick, dabei das Ohr ganz der Natur zugewandt, und immer wieder nach den Klängen der nahen Glocken aus Stäfa lauschend. Aber wohl immer in

Gedanken über sein Leben, und sein Werk, das ihm stets
Verpflichtung gewesen war.

Mir fiel dabei ein Vers aus seinem Gedicht „Ausklang“ ein, den ich
in meine Aufzeichnungen übernommen hatte. Frau Littmann trägt
uns nun das vollständige Gedicht vor.

Ausklang

*Ich habe den Tag nicht vergeudet,
er gab mir Verse und Brot,
am westlichen Himmel scheidet
das letzte Abendrot.*

*Ein Segel zieht in der Ferne
dem letzten Leuchten nach,
unter dem Abendsterne
liegt still mein dunkles Dach.*

*Ich halte auf meinen Knien
die Bibel aus der Kinderzeit,
ich sehe mein Leben ziehen
still in die Ewigkeit.*

*Das meiste versäumt und verloren,
was Gott mir anvertraut,
und doch noch einmal geboren
und die Stirn mit Gnade betaut.*

Kurt Hoffmann

Salzgitter

*Gekämpft und geliebt und gelitten
und die Herzen gekränkt und gefreut,
und den Kreis doch ausgeschritten
und die Saat doch ausgestreut.*

*Ach, in der Abendhelle
schimmert der goldene Strand,
schimmert die dunkelnde Schwelle,
die ich am Abend fand.*

*Der Gürtel des Orion leuchtet
im Westen tief und spät,
und meine Wimper feuchtet
sich still im Dankgebet.*

Wie tief hat doch der Dichter über sein Leben nachgedacht, und sich nicht gescheut, diese Rückbesinnung in Gedichtzeilen zu bringen.

Eine Weile dauerte es noch bis Schritte vernehmbar wurden. Mein Gastgeber erschien und nahm neben mir Platz. Mit einem gütigen Gesichtsausdruck reichte er mir ein gefaltetes Blatt. Auf der Vorderseite war ein Teil des Wohnraumes zu sehen, mit Blick durch das große Südfenster, auf der Innenseite fand ich eine Widmung, mit der mein Besuch auf dem Rütihof beschrieben war. Ich war darüber sehr erfreut. Das Ende einer mir allzu rasch vergangenen Besuchszeit war gekommen.

Ich will es auch hier bekennen, als ich vom Hof ging, begleitete mich eine leise Wehmut, als ließe ich einiges zurück. Aber dann bedachte ich, dass es etwas Außergewöhnliches war, was ich mitgenommen hatte und den guten Dichter in meiner Brust. Hatte ich doch

Gelegenheit gehabt, eine Seite des Lebensbuches über Ernst Wiechert aufzuschlagen zu dürfen.

Am Schluss lassen Sie mich bitte noch folgendes anmerken: Diesem Außergewöhnlichen stand ein Anderes gegenüber, der leise Schleier der Vergänglichkeit, das Unwiederbringliche eines geschätzten Lebens. So empfand ich es, kaum unterdrückbar, an den aufgesuchten Stätten.

Jedem Einzelnen, uns allen aber bleibt das Gedenken an den Dichter Ernst Wiechert und ein immer wieder zu erneuerndes Bemühen um sein Werk, so wie es seit einundzwanzig Jahren in Ihrem Kreis praktiziert wird. Das zielt in die Richtung, in der mit diesem Tun das Vergängliche wach gehalten wird, oder wie es ein berufener Mund einmal benannte: „...wir sind ja ebendeshalb da, um das Vergängliche unvergänglich zu machen.“

K. Hoffmann, Mai 2009